

HEYNE <

NICHOLAS SPARKS

Ein Tag wie
ein Leben

Roman



»Und wie geht's den Kindern?«

»Auch gut, glaube ich. Anna schreibt inzwischen längere Artikel, und Joseph hat endlich eine neue Wohnung gefunden. In Queens, aber ganz in der Nähe einer U-Bahn-Station. Leslie fährt am Wochenende mit Freunden in die Berge, um zu zelten. Sie hat erzählt, ihre Zwischenklausuren seien hervorragend ausgefallen.«

Noah nickte nachdenklich. Die ganze Zeit hatte er wie gebannt auf den Schwan geschaut. »Du hast großes Glück, Wilson«, sagte er. »Ich hoffe, dir ist bewusst, wie glücklich du dich preisen kannst, dass sie sich alle drei so wunderbar entwickelt haben.«

»Ja, dafür bin ich sehr, sehr dankbar - und ich nehme es keineswegs als selbstverständlich hin.«

Wir schwiegen beide. Aus der Nähe konnte man sehen, wie tief sich die Falten in Noahs Gesicht eingegraben hatten, und unter der hauchdünnen Pergamenthaut seines Handrückens traten die pulsierenden Adern hervor. Der Park war menschenleer. Bei der kühlen Witterung hielten sich die Leute lieber im Haus auf.

»Ich habe unseren Hochzeitstag vergessen«, sagte ich.

»Ach, ja?«

»Neunundzwanzig Jahre.«

»Hmm.«

Hinter uns raschelten die Blätter im Herbstwind.

»Ich mache mir Sorgen um uns - um unsere Ehe«, gestand ich seufzend.

Noah schaute mich an. Eigentlich erwartete ich, er würde mich fragen, wie mir so etwas passieren konnte, aber er kniff nur prüfend die Augen zusammen, als versuche er, meine Gedanken zu lesen. Dann nickte er und warf dem Schwan ein neues Stück Brot zu. Endlich begann er zu reden, mit seiner warmen, weichen Baritonstimme, der Tonfall geprägt von dem unaufdringlichen, aber nicht zu überhörenden Singsang der Südstaaten.

»Erinnerst du dich, wie es war, als Allie krank wurde? Ich habe ihr immer vorgelesen - weißt du noch?«

»Ja, natürlich.« Überdeutlich standen die Erinnerungen vor meinen Augen. Noah hatte seiner Frau immer die Notizen vorgelesen, die er vor dem Umzug nach Creekside niedergeschrieben hatte. Es war die Geschichte ihrer jungen Liebe, und wenn er sie Allie laut vorlas, war sie manchmal vorübergehend so klar im Kopf, dass kein Mensch sie für eine Alzheimerpatientin gehalten hätte. Diese Luzidität hielt nie lange an - und gegen Ende ihrer Krankheit verschwand sie vollständig -, aber die Veränderung war dermaßen frappierend, dass sogar Spezialisten aus Chapel Hill nach Creekside gereist kamen, weil sie hofften, aus dieser Erfahrung allgemeinere Erkenntnisse ableiten zu können. Dass

Allie manchmal aufwachte, wenn Noah ihr vorlas, war nicht zu übersehen. Aber woran es letztlich lag, dafür fanden die Experten keine wissenschaftliche Erklärung.

»Weißt du, wieso ich es getan habe?«, fragte er mich jetzt.

»Ich glaube, ja. Es hat Allie geholfen. Und du hattest es ihr versprochen.«

»Ja, das stimmt.« Ich hörte, wie schwer ihm das Atmen fiel – seine Lungen ächzten und quietschten wie ein altes Akkordeon. »Aber das war nicht der einzige Grund. Ich habe es auch für mich getan. Das können viele Leute nicht begreifen.«

Er sprach nicht weiter, aber ich spürte, dass er noch nicht alles gesagt hatte, was er sagen wollte, und wartete deshalb schweigend ab. Während wir beide stumm dasaßen, kam der Schwan näher ans Ufer geschwommen. Sein eierschalfarbenes Gefieder war wunderschön gleichmäßig, abgesehen von einem dunklen Fleck auf der Brust, der etwa so groß war wie ein Silberdollar. Sobald Noah wieder zu reden begann, hielt der Schwan inne, als würde er seinen Worten lauschen.

»Weißt du, was mir aus den guten Tagen am lebhaftesten in Erinnerung geblieben ist?«, fragte er.

Ich schüttelte den Kopf. Zwar wusste ich, dass er mit den »guten Tagen« die seltenen Stunden meinte, in denen Allie ihn erkannte. Aber von seinen Erinnerungen hatte er mir noch nie erzählt.

»Das Gefühl des Verliebtseins«, sagte er. »An den guten Tagen kam es mir vor, als würden wir noch einmal ganz von vorn beginnen und uns neu ineinander verlieben.« Er lächelte verträumt. »Das meine ich, wenn ich sage, ich habe es für mich getan. Jedes Mal, wenn ich ihr vorlas, war es, als würde ich ihr wieder den Hof machen, und manchmal, ganz selten, hat sie sich wieder in mich verliebt – genau wie damals. Und das war das schönste Gefühl auf der Welt. Wie viele Menschen bekommen so eine Chance? Dass der Mensch, den sie lieben, sich immer wieder in sie verliebt?«

Da diese Frage rhetorisch gemeint war, schwieg ich.

Die nächste Stunde verbrachten wir damit, über die Kinder und über Noahs Gesundheitszustand zu reden. Jane oder Allie kamen in unserem Gespräch nicht mehr vor. Aber nachdem ich ihn verlassen hatte, gingen mir seine Worte noch lange durch den Kopf. Mochten sich die Ärzte noch so große Sorgen um ihn machen – mir erschien Noah so hellwach wie eh und je. Und in typischer Südstaatenmanier hatte er mir eine Antwort auf meine Fragen gegeben, ohne mich zu zwingen, sie direkt auszusprechen.

Nun wusste ich, was ich zu tun hatte.

KAPITEL 2

Ich musste meine Frau wieder umwerben.

Klingt kinderleicht, stimmt's? Meine einfachste Übung, dachte ich. Immerhin bot unsere Situation gewisse Vorteile. Erstens wohnten Jane und ich im selben Haus. Und zweitens mussten wir nach drei gemeinsamen Jahrzehnten nicht ganz von vorn anfangen: Wir kannten unsere jeweiligen Familiengeschichten sowie die lustigen Anekdoten aus unserer Kindheit. Wir mussten uns nicht mehr fragen, wie wir unseren Lebensunterhalt verdienen wollten und ob unsere Ziele, Träume und Ideen vereinbar waren. Die kleinen Peinlichkeiten, die Paare am Anfang voreinander zu verheimlichen versuchen, waren längst aufgedeckt: Meine Frau wusste, dass ich schnarche - es gab also keinen Grund, ihr in dieser Hinsicht etwas vorzugaukeln. Ich wiederum wusste, wie sie aussah, wenn sie Grippe hatte und sich hundeelend fühlte, und es störte mich nicht im Geringsten, wenn ihr die Haare morgens beim Aufstehen vom Kopf abstanden.

Ich ging also davon aus, dass es relativ unkompliziert sein würde, Janes Liebe wiederzugewinnen. Ich brauchte doch nur das zu beleben, was uns in den Anfangsjahren miteinander verbunden hatte - denn genau das hatte Noah immer gemacht, wenn er Allie die Geschichte ihrer Liebe vorlas. Aber je länger ich darüber nachdachte, desto verwirrter wurde ich: Im Grunde wusste ich überhaupt nicht, was Jane eigentlich an mir gefunden hatte! Ich war schon immer ein ausgesprochen verantwortungsbewusster Mensch gewesen, aber das war ein Charakterzug, den junge Frauen damals nicht unbedingt attraktiv fanden. Immerhin gehörte ich zur Generation der »Babyboomer«, also zu den Kindern, die nach dem Krieg geboren wurden und eigentlich nur an sich selbst und ihr Vergnügen dachten.

1971 bin ich Jane das erste Mal begegnet. Ich war damals vierundzwanzig und studierte Jura an der Duke University. Die meisten Leute hätten mich als gewissenhaften, fleißigen Studenten beschrieben. Ich nahm das Studium von Anfang an ernst. Meine Zimmergenossen im Wohnheim wollten immer schon nach einem Semester mit jemand anderem zusammenziehen, weil ich bis spät in die Nacht lernte und meine Lampe sie störte. Für die meisten meiner Kommilitonen schien das Leben aus einer endlosen Reihe von Wochenenden zu bestehen, die durch langweilige Vorlesungen und Seminare unterbrochen wurden, wohingegen ich mich konsequent auf

meinen zukünftigen Beruf vorbereiten wollte.

Dass ich ein ernsthafter junger Mann war, gebe ich gern zu, aber Jane war die Erste, die mich als schüchtern bezeichnete. Wir lernten uns an einem Samstagmorgen in einem Café in der Innenstadt kennen. Es war Anfang November, und wegen meiner Arbeit für die Juristenzeitschrift *Law Review* fand ich meine Semesterkurse noch anstrengender als sonst, weil mir einfach nicht genug Zeit blieb. Ich hatte Angst, vielleicht nicht mehr richtig mithalten zu können, also ging ich in das Café, in der Hoffnung, dort für eine Weile büffeln zu können, ohne dass mich jemand erkannte und ansprach.

Jane trat an meinen Tisch und nahm die Bestellung entgegen. Ich erinnere mich ganz genau, als wäre es gestern gewesen: Sie hatte ihre dunklen Haare zu einem Pferdeschwanz frisiert, und ihre schokoladenbraunen Augen passten wunderbar zu der leicht olivenfarbenen Haut. Sie trug eine dunkelblaue Schürze über ihrem himmelblauen Kleid, und zu meiner großen Verblüffung lächelte sie mich an, als würde sie sich ehrlich freuen, dass ich mich an einen ihrer Tische gesetzt hatte. Als sie mich fragte, was ich gern hätte, fiel mir gleich ihr dezenter Südstaatenakzent auf, der verriet, dass sie aus dem Osten von North Carolina stammte.

In dem Augenblick ahnte ich natürlich noch nicht, dass wir schon in naher Zukunft miteinander essen gehen würden, aber ich kam prompt am nächsten Tag wieder und setzte mich an denselben Tisch. Sie lächelte mir zu, als ich Platz nahm, und ich kann kaum beschreiben, wie sehr es mich freute, dass sie mich wiedererkannte. Etwa einen Monat lang ging ich nun jedes Wochenende in dieses Café, aber wir wechselten nie ein persönliches Wort. Ich hätte es nicht gewagt, sie nach ihrem Namen zu fragen, und sobald sie an meinen Tisch trat, um meine Kaffeetasse nachzufüllen, wurde ich jedes Mal furchtbar nervös. Aus irgendeinem Grund schien sie immer nach Zimt zu riechen.

Leider kann ich nicht leugnen, dass ich mich als junger Mensch in Gesellschaft des anderen Geschlechts nie besonders wohl gefühlt habe. In der Highschool war ich zudem weder ein erstklassiger Sportler noch Schülersprecher oder etwas Ähnliches. Aber ich spielte außerordentlich gern Schach und gründete deshalb einen Schachclub, der immerhin auf eine Gruppe von elf Mitgliedern anwuchs. Bedauerlicherweise war aber kein einziges Mädchen darunter. Trotz meiner mangelnden Erfahrung gelang es mir, im ersten Studienjahr mit sechs oder sieben jungen Frauen auszugehen. Diese Abende fand ich schön, aber da ich fest entschlossen war, erst dann eine ernsthaftere Beziehung zu beginnen, wenn ich finanziell auf eigenen Beinen stand, lernte ich keine dieser Frauen näher kennen und vergaß sie alle ziemlich schnell wieder.

Aber die Kellnerin mit dem Pferdeschwanz ging mir nicht mehr aus

dem Sinn. Oft erschien ihr Bild vor meinem inneren Auge, wenn ich am wenigsten damit rechnete. Mehr als einmal schweiften meine Gedanken während einer Vorlesung ab, und ich malte mir aus, sie würde in ihrer blauen Schürze durch den Hörsaal wandern und Speisen anbieten. Obwohl mir diese Träumereien sehr peinlich waren, konnte ich nichts dagegen machen.

Wer weiß, wohin das alles geführt hätte, wenn Jane nicht die Initiative ergriffen hätte. Ich hatte den ganzen Vormittag damit verbracht, in den Rauchwolken, die von den anderen Tischen zu mir herüberzogen, meine Paragraphen zu pauken, als es plötzlich in Strömen zu regnen begann. Ein eisiger Wind peitschte die Tropfen vor sich her. Ich hatte selbstverständlich einen Schirm dabei, da ich schon mit einem Unwetter gerechnet hatte.

Als Jane an meinen Tisch kam, blickte ich hoch, weil ich dachte, sie wollte mir Kaffee nachfüllen, aber dann merkte ich, dass sie ihre Schürze unter den Arm geklemmt hatte. Sie löste das Haarband aus ihrem Pferdeschwanz, sodass ihr die Haare in dichten Wellen über die Schultern fielen.

»Ich wollte Sie fragen, ob Sie mich vielleicht zu meinem Wagen bringen könnten«, sagte sie. »Ich habe gesehen, dass Sie einen Schirm dabei haben, ganz im Gegensatz zu mir - und ich möchte nicht gern nass werden.«

Diese Bitte konnte ich ihr natürlich nicht abschlagen, also packte ich meine Bücher ein, hielt ihr höflich die Tür auf, und gemeinsam stapften wir durch die riesigen Pfützen. Beim Gehen stießen wir unter dem Schirm immer wieder aneinander, und während wir im strömenden Regen die Straße überquerten, erzählte sie mir, wie sie hieß und dass sie am Meredith College studierte, einem College, an dem nur Frauen zugelassen waren. Sie studiere Englisch, fügte sie hinzu, und am liebsten wolle sie Lehrerin werden. Sie musste fast schreien, damit ich sie bei dem Geprassel des Regens überhaupt verstand. Ich sagte nicht viel, weil ich mich so darauf konzentrieren musste, den Schirm richtig zu halten, damit sie nicht nass wurde. Als wir ihren Wagen erreicht hatten, dachte ich, sie würde gleich einsteigen, aber stattdessen blieb sie stehen und musterte mich prüfend.

»Du bist ziemlich schüchtern, stimmt's?«

Was sollte ich darauf antworten? Wahrscheinlich konnte man mir meine Ratlosigkeit ansehen. Jedenfalls begann Jane zu lachen.

»Keine Sorge, Wilson. Ich mag schüchterne Männer.«

Dass sie es ohne mein Zutun geschafft hatte, meinen Namen herauszubekommen, hätte mir eigentlich als Fingerzeig dienen müssen, aber irgendwie habe ich damals nicht geschaltet. Ich konnte nur einen einzigen Gedanken denken, als sie da vor mir stand, fröstelnd und mit